

Wiesbadener Tagblatt.

40. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
durch den Brief 50 Pfg. monatlich, durch die
Post 2 Mk. 40 Pfg. vierteljährlich für beide
Ausgaben zusammen.

Verlag: Langgasse 27.

15,500 Abonnenten.

Einzelnen-Preis:

Die einspaltige Beilage für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.,
Reclamen die Beilage für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

Anzeigen-Annahme für die Abend-Ausgabe bis 11 Uhr Vormittags, für die Morgen-Ausgabe bis 8 Uhr Nachmittags. — Für die Aufnahme später eingereicherter Anzeigen zur
No. 338. Fernsprecher No. 52. Samstag, den 23. Juli. Fernsprecher No. 52. 1898.

Abend-Ausgabe.

Ferdinand auf Visite.

Kaiser Ferdinand von Bulgarien ist nebst Familie in Auland eingetroffen, um seinen großmächtigen Beschützer, dem Kaiser von Rußland, allerhöchste die schmerzliche über Bulgarien ausgebreitete Hand zu stützen. Zu Anfang des Jahres 1896 rief Kaiser Ferdinand den kaiserlichen Hofstaat der Nationalversammlung des bulgarischen Volkes zu: „Der Occident hat sein Auland um mich ausgesprochen, die Morgenröthe des Orients umfaßt meine Dynastie und leuchte über unsere Zukunft!“ Von der erträumten Morgenröthe ist heute recht wenig zu erkennen, und auch die anderen kaiserlichen Träume, die einst das Hirn des Bulgarenfürsten erfüllt haben, hat Ferdinand längst ad acta legen müssen. Seit der schmählichen, noch immer ungeführten Ermordung Stambulows ist Bulgarien in einer Satrapie des Earenreiches herabgesunken, und es kann nur ein mittelbares Räucher hervorgerufen, wenn die bulgarische Presse der Reise des Fürsten Ferdinand zum Kaiser die Bedeutung untergeschoben beifügt, daß zwischen Auland und Bulgarien eine Militär-Konvention abgeschlossen werden solle. In politischer Beziehung ist Bulgarien dem Auland so abhängig, daß letzteres gar keinen Anlaß hat, dieses Abhängigkeitsverhältnis noch in besondere Formeln zu kleiden. Aber auch offiziell hängen dem Abschluß der angekündigten Konvention Hindernisse entgegen, denn formell, wenn auch nicht faktisch, steht Bulgarien im Abhängigkeitsverhältnis zur Türkei, nicht zu Auland.

Es handelt sich bei der Reise des Fürsten schwerlich um etwas anderes, als um die Waffahrt eines Satrapen zu seinem effektiven Souverän. Und diese Reise ist der ganz natürliche Ausdruck der Verhältnisse, die in Bulgarien geschaffen worden sind. Seitdem Stambulow, der einst allmächtige Leiter der Geschichte Bulgariens, gestürzt und durch Mordmord beseitigt worden war, war der weiteren Entwicklung Bulgariens das Prognostikon gestellt, mußten sich die heutigen Ereignisse als die logische Folge der früheren erweisen. Kaiser Ferdinand sah sich vor die Wahl gestellt, entweder auf der Thron oder auf seine Selbstständigkeit zu verzichten, und er wählte das Letztere. Als dem berühmten Bankier Löw jemand, dem er zu nahe getreten, erklärte, daß er sich mit ihm schlagen müsse, widersprach er ihm für einen feigen Hund, er erklärte, resümierte sich der Bankier Löw dahin, er wolle lieber sein ein lebendiger Hund als ein toter Löw.

Vom Standpunkt des europäischen Friedens aus — das haben wir bereits gesagt — können und die Ereignisse in Bulgarien fast lassen; ja nach einer Richtung hin dienen sie sogar dem Frieden Europas. Dadurch, daß Bulgarien, wenn nicht formell, so doch de facto zu einer Satrapie Aulands herabgesunken ist, sind die bulgarischen Pläne, die geeignet waren, ein Element der Unruhe in der friedlichen Entwicklung unseres Erdtheils zu bilden, ein für alle Mal begraben.

Das jüngste Staatswesen in Europa hat Jahre lang den zweifelhaften Vorzug genossen, einen verhältnismäßig großen Theil der politischen Tagesberichterstattung und Unterhaltung in Europa zu bestreiten. Diese schönen Tage von

Kranjuz sind aber seit Längem vorbei. Heute glaubt Niemand mehr an die Prophezeiung der politischen Wetterweisen, in Bulgarien werde eines Tages der große Sturm andrehen, der ganz Europa verheeren könne, und was Kaiser Bismarck einst gesprochen, daß Bulgarien nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers werth sei, ist heute zur allgemein gültigen Anschauung aller Mächte geworden. Nachdem Oesterreich, das an den Dingen auf der Balkanhalbinsel direkt interessierte Land, erklärt hat, daß es sich jedes Einflusses auf den Gang der bulgarischen Angelegenheiten enthalten und alle Bemühungen zur Beilegung der beiderseitigen Vertragswidrigkeiten mit Genehmigung beziehe und lokal unterstützen werde, ist der bulgarischen Frage jede Spitze genommen. Daran wird auch die Waffahrt des Fürsten zum Kaiser nichts ändern, denn es ist kaum daran zu zweifeln, daß das Petersburger Kabinett allen bulgarischen Plänen, die geeignet sind, den status quo auf der Balkanhalbinsel in irgend einer Weise zu stören, entschiedensten Widerstand entgegenbringt.

Petersburg, 22. Juli. Die „Novoje Wremja“ befragt den Senat des bulgarischen Fürstentums. Sie meint, ein besorgter Besuch wäre vor einigen Jahren umdächtig gewesen, weil er den Verdacht Europas erregt haben würde. Das Blatt führt weiter aus: Die Zeiten haben sich geändert, zu Gunsten der Bulgaren. Die Balkanhalbinsel gewinnt. Die Russen sind allmählich von feindschaftlichen Gefühlen geheilt worden, die übrigens niemals dahin gegangen sind, in Bulgarien eine russische Provinz zu erblicken. Seit der Zusage Boris hat sich der Charakter der bulgarischen Beziehungen zu Auland für immer geändert, und die russischen politischen gegenseitigen Beziehungen sind in der Form eines neuen Bündnisses zu einem neuen Stadium gekommen. Dann heißt es weiter: Bulgarien wird recht gut, daß es ruhig als ein Stein des Widerstandes auf dem Weg nach dem asiatischen Meer und Konstantinopel stehen kann, und Auland ist es bekannt, daß Bulgarien nicht eine feindselige Avantgarde auf der Balkanhalbinsel bilden will. So wird der letzte Schatten in den russisch-bulgarischen Beziehungen verschwinden. Die enge politische und politische Anlehnung an das mächtige Auland werde die bulgarische Aufgabe Bulgariens erfüllen, die in der Erhaltung und Selbstbehauptung und dem Aufschwung Bulgariens liegt. Darum sei das Fürstentum willkommen.

Petersburg, 22. Juli. Der Kaiser verließ dem Fürsten von Bulgarien den Orden des Heiligen Stanislaus des Ersten Grades des Ordens. Weiter empfing der Kaiser Ferdinand den Fürsten des Kaiserthums, der gestern und heute längere Zeit mit dem bulgarischen Ministerpräsidenten konferierte.

(Nachdruck verboten.)

Aus Manila.

Manila, 15. Juni.

In Deutschland sind die Sympathien wie in den meisten anderen europäischen Staaten in dem ungeliebten Kampf, den das unglückliche Spanien gegen die Vereinigten Staaten jetzt ausführt, auf Seiten des letzteren doch wohl mit Unterchied. D. h., das allerhöchste einen Muth und eine Opferbereitschaft bewirkt, die des höchsten Lobes würdig sind. Aber eine einzige Zeit her giebt, der kann sich bei der Bewunderung dieser und trotz des Mitleids, das man für den Schwachen nicht empfindet, der von einem Stärkeren, dessen man herausgefordert zu haben, empfangen wird, doch nicht umhin, sich zu fragen, daß es über so ein Ende kommen mußte und die Kolonialherrschafft Spaniens nur eine Frage der Zeit war.

Die Frage aber lautet vornehmlich, sind es hauptsächlich die Mächte, denen gegen die die große Schuld an den Aufständen tragen, vor allem, weil sie sich nicht bemüht haben, die spanischen Machtverhältnisse zu ändern, daß die Eingeborenen der Philippinen ein ganz wilder Volksthum, heisse, freie, und daß es schließlich wäre, denselben Freiheiten und politische Rechte einzuräumen. Zu

Gegenheil müßte mit größter Strenge gegen sie verfahren werden, sie sollten vielmehr noch mehr als vorher. Die Gouvernoren, welche nach den Philippinen geschickt wurden, kamen also bereits mit der Ansicht hin, die ihnen gegenübergestellt, daß sie jede Rücksicht unangenehm sei und denen man ruhig ihre Bestellungen nehmen, die man aus Härte befehlen, so hinsichtlich der Lage, daß dies viel mehr ins Gewicht fälle, als wenn man wilde Thiere niedersticht. Wenn aber die Spanier der Ansicht sind, die Eingeborenen der Philippinen wären noch ohne jede Civilisation, warum, so legen deren Führer mit Recht, haben sie nie den Versuch gemacht, sie zu bilden? Seit der Jahrhundertwende gebären nun die Inseln zu Spanien, und wenn die ursprünglichen Bewohner wirklich noch nicht auf einer viel höheren Stufe ständen als die Affen, wäre dies nicht in der That eine furchtbare Aufgabe gegen das Völkchen?

In Wahrheit hat das Volk aber, trotzdem die Kaiser des Westens, um es niederzuhalten, sich bemüht und immer wieder Versuche gemacht, größere Freiheiten zu erhalten. Die Mächte, die aber nicht jenseits der Kuglerungen in Madrid, daß, so lange ihnen nur die Macht gelassen würde, seine Instruktionen zu fürchten ließen, und wollte einmal ein Gouverneur sich nicht ihrem Willen beugen, so gelang es ihnen nicht, seine kühne Überwindung herbeizuführen. Was den Drang nach einem menschwürdigeren Leben bei den Philippinen besonders fördert, das war das Unthun des Japans, die Stellung, die dessen Bewohner unter den Nationen einnehmen begannen. Hierin, wenn sie sich vermindern sollten, es gleich zu thun, war der Brennpunkt der Frage.

Die Uebel der Aufständischen ließen dabei, daß ihnen von General Primo de Rivera Reformen verprochen wurden, die darin bestanden, daß die Kaiser geschloffen, die Unthun der Spanier und Indier vor dem Krieg hergestellt und letztere zu allen bürgerlichen und militärischen Rechten zugelassen werden und Abgeordnete der Summen, welche den Führern gezahlt wurden, sei eine Art Kriegserklärung gewesen, da viele durch den Krieg getödtet hätten.

Letzteres entspricht wohl dem der Wahrheit, und ob die Reformen angefragt worden sind oder nicht, sie hätten gegeben werden sollen, wollte Spanien sich seine schöne Kolonie erhalten, wozu es nun wohl selbst bereits alle Hoffnung aufgegeben. Hier glaubt Niemand mehr daran und man fragt sich nur, was besser ist, unter die Herrschaft der Vereinigten Staaten zu gelangen oder in einer unabhängigen Republik zu leben. Viel näher allerdings liegt das Problem, ob es dazugehört sei, durch die Granaten der kriegerischen der Stadt in Brand gesetzt oder dem Aquinolo im Meer genommen zu sehen. Die meisten Europäer und auch die wohlhabendsten Kreise haben Manila verlassen und deshalb sind die verbleibenden Einwohner alle geflohen. Jetzt haben auf der Escalita, der eleganten Geschäftsstraße der Stadt, in denen es sonst so lebhaft hinging, sind geschlossen und die Straße würde ganz verödet und verlassen sein, wenn nicht einige Cafés ihre Thüren offen hielten, die hauptsächlich von spanischen Offizieren besucht werden. Aber alle Lustigkeit ist verschwunden, heißt der Manolillos, kriegerischen Schlägen und Scherereien hört man nur mühsame freigelegte Reden und alle diese Offiziere scheinen sich anzusehen, die Manos und die Aufständischen zu befragen, was zu werden. Ein wenig leichter sind die Besichtigungen Campolito, Lombo, San Sebastian, San Miguel, wo sich die englischen, deutschen und schweizer Handelsbureau befinden, obgleich auch ein großer Theil der Reichen und Kreolen, welche dort wohnen, verschwunden sind. Die Mächte, haben sich in die Nähe der aufständischen Führer geschickt, denn sie fürchten die Spanier, denen alle Eingeborenen verächtlich erscheinen. Einige Kreolenfamilien sind jedoch mit den Fremden im Verkehr geblieben und am Abend findet wie einst die „Festivals“ statt. Aber es geht bill da her, alle Gedanken und alle Gespräche werden nur bei dem einen Gegenstand, den den Deutschen, englischen und schweizer Leitern der Handelsbureau, die ihren Hauptsitz in Europa haben, das die meisten auf ihren Posten geblieben und erwarten mit dem Völkchen, das die Dinge, die da kommen müssen. Sie rechnen auf den Erfolg, die die anderen Kriegesfälle ihrer betrieblichen Nationalität ihnen gewöhnen, aber gegen Dement Granaten wird derselbe nichts ausrichten können. An ein Bombardement glaubt kein Niemand, und vor den englischen Schiffen unter Aquinolos Befehl ist die Furcht nicht groß, man rechnet auf den Erfolg ihrer Führer, und daß diese alles Muthen und Morden zu verüben werden, man geteilt ihnen hier die Civilisation zu, die ihnen die Macht des Völkchens so gänzlich befehen.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Londoner Saisonleben.

(Von unserem Korrespondenten.)

London, 21. Juli.

Die Londoner Saison, die hier eigentlich erst Anfang Mai ihren Anfang nimmt, kann rasch aufsteigend in der ersten Hälfte des Juni ihren Höhepunkt erreicht, geht jetzt zusehends auf die Neige. Des wird man auch auf dem Continent bald genug inne werden, wo die britischen Wänderer in nächster Zeit in immer dichteren Haufen eintreffen werden. Während der Monat Juli jedenfalls in seiner ersten Hälfte noch unbedingt zu der eigentlichen Saison gehört, bildet er doch zu gleicher Zeit auch einen gewissen Uebergang zu dem Landleben, insofern in diesem Monat die out-door festivities, die großen Saisonfestlichkeiten im Freien, stattfinden. Im Juli werden die großen Gartengesellschaften abgehalten. Im Juli versammelt sich die vornehmste Welt auch auf Lords Cricket Ground, wo die Schüler vom Eton und Harrow, die Studenten von Oxford und Cambridge sich messen und darthun — was sie gelernt haben. Denn was man auch sonst noch Alles auf englischen Hochschulen lernen mag, das Cricketspiel bleibt doch unbedingt die Hauptsache, es sei denn, daß das Rudern noch höher geschätzt wird. Hier tritt denn auch W. G. auf und alle Welt ist von ihm immer aufs Neue entzückt und die Presse widmet seinen Leistungen mehr Raum als den Kriegsnachrichten oder irgend einer anderen hochwichtigen Sache, und das Publikum greift stets erst nach den Nachrichten über W. G. — oder sollte es im Aus-

laube am Ende noch Leute geben, die nicht einmal wissen, wer und was W. G. ist. W. G. ist die hier allgemein übliche Abkürzung für Dr. William Grace, also — und das weiß ja nun wohl Jedermann — für den größten Cricketspieler aller Zeiten, einen Mann, der jetzt 50 Jahre alt ist und immer noch spielt wie — ein Junger. Ja, es mag bei dieser W. G.-Bezeichnung diesem jungen Cricketspieler etwas hier Vieles auf die Spitze getrieben sein, aber wer könnte leugnen, daß das Spiel aus wesentlich dazu beiträgt, die Nation kräftig und gesund und — jung zu erhalten. Ein Cricketspieler von fünfzig Jahren! Und immer noch ein Meister des Spiels! Wenn denn aber auch die Damen so massenweise nach Lords ziehen, so wird das ja theilweise gewiß auch aus lauter Cricketspielerei herkommen, aber man weiß auch, was bei solchen Anlässen bei ihnen sonst noch mitspielt. Die schönen Frauen und ihre großartigen Toiletten üben ja aber an sich wieder eine große Anziehungskraft aus; und so ist Lords im Juli der außerordentliche Sammelplatz der ganzen vornehmen Welt dieses Landes.

Ebenso verhält es sich mit den Reinen von Goodwood, die, wie die Derby- und Ascot-Reinen den Höhepunkt der Saison bezeichnen, nun ihren Schluß bilden. Im Juli findet aber auch alljährlich die großartige Bootwettfahrt der Welt, die internationale Henley-Regatta, statt. Da haben die großen Londoner Klub und andere Vereinigungen an den grünen Ufern der Themse unweit London große Feste aufgeschlagen und die bürgerlichen House Boats, jene schwimmenden Paläste, die ganzen Familien oft Monate lang zum Sommer-Aufenthalt dienen, sind um diese Zeit alle bei Henley versammelt. Und wie Alles herausgerückt

ist mit Blumen und Flaggen, die Stadt, die Feste, die grünen Rufen, die wogende Masse der Ruderteams und vor allem die Wasserpolizei. Auf diesen herrscht dann die größte Gastlichkeit. Und alle halten wieder von Musik und Tanz und Fröhlichkeit. Ja, Henry in den Tagen der Regatta bietet eine außerordentliche Anziehungskraft, selbst wenn die Hauptsache, die für Manche immerhin eine Nebenache bleiben wird, wenn die großen Ruderteamsfahren gar nicht wären.

Im Juli bietet aber auch der Hyde Park noch ein höchst interessantes Bild großstädtischen Saisonlebens. Da haben wir in Rotten Row viele Hunderte von Reitern und ebenso viele anmutige Reiterinnen, und Nachmittags in der Ladies' Mile oft Tausende prächtiger Gesichter. Noch interessanter aber ist die einfache Promenade im Park, zumal am Sonntag. Wie auch hier die Sonntagsgäste in schlechtem Ansehen stehen, so erfreuen sich auch die Sonntagsgäste in England seines guten Rufes. Sonntags sollen auch Kutscher und Pferde sich Ruhe gönnen. Und so kommt denn auch die wirklich vornehmste Welt gerade Sonntags zu Fuß in den Park. An einer Stätte, die auch den Armen offen steht, geben sich die „Upper Ten“ ein Stelldichein. Gewiß diejenigen, die hier lauschten oder auf einem für einen Penny zu miethenden Stühle sich niederlassen, gehören nicht alle eben den „oberen zehn“ tausend Familien des Landes an. Aber während die einfacheren Elemente der Bevölkerung sich in dichten Haufen an anderen Stellen des großen Parkes versammeln, hier einem Park-Friedhof zusehen, dort auf der Serpentine rudern, und in noch größerer Zahl der Park-Kapelle lauschen, die jetzt regelmäßig am Sonntag Nachmittag Koncerte im Park gibt, stellt sich in

Gesellschaft „Fidelio“.

Sonntag, 24. Juli, Nachmittags:

Großes Sommerfest

auf dem Barthurm-Terrain,

bestehend in Concert und Tanz, sowie Volks- und Kinder-Spielen aller Art, Wettspielen, Kinder-Polonaise, Fackelzug-Ausfahrt etc. etc. Zu zahlreichem Besuche ladet freundlich ein Der Vorstand.

Sonnenberg. Kaiser Adolf.

Unterhalb der Burg.

Sonntag, den 24. Juli, Nachmittags von 4 Uhr ab:

Concertder Gesellschaft **Martmann** aus Mainz (2 Damen, 3 Herren).
Schönste decorete Nieder- und sonstige Vorträge.
Das Concert findet bei jeder Bitterung statt.
Um zahlreichen Besuch bittet

Moritz Schwarz.

Restauration zum Blücher.Schöner, schattiger Garten, großes, angenehmes
Wirtshaus, Gesellschaftszimmer, Fremdenzimmer.
Bier der Brauerei-Gesellschaft Wiesbaden.
Apfelwein, Weiß- und Rothwein, warme u. kalte Speisen.
1/2 Liter Bier über die Straße 11 Pf. 9191
Es ladet höchst ein **Chr. Gerhard, Blücherstr. 6.** 9204**1895er u. 96er Weine.**

Rheinpfälzer per Fl. ohne Glas	40 Pf.	12 Fl. bei Bestellung höchste billiger, ein Büchle 6 Pf. mehr
Rheinwein	45 "	
Moselwein	45 "	
Rothwein	50 "	

Nur durch directen Bezug vom Produzenten und Er-
parung jeder Zwischenhandlung ist es möglich, diese garantirt
reinen Naturweine zu Engros-Preisen zu verkaufen.
Niemand veräume einen Versuch und Vergleich zu machen,
da dieselben selbst vermehrte Ansprüche vollkommen zufrieden
stellen werden. Die Weine werden auch in 25- und 50-Ltr.-Fässen
geliefert. 9204

F. A. Dienstbach, Rheinstraße 87.

Neues Sauerkraut.**J. Rapp, Goldgasse 2.** 9312**Garantirt reine Weine.**

Musbacher per Fl., excl. Gl.,	38 Pf.
Herxheimer	45 "
Laubenheimer	60 "
Niersteiner	70 "
Calstatter, vorz. Rothwein,	50 "
Brindisi	70 "

W. Weber,

Westendstr. 3.

Emserstr. 75. 9416

**Wiesbadener
Unterstützungsbund.**Besteht seit 1876. Schutzbriefe Sterbefälle am Platz. Zahlt
den Hinterbliebenen versterbender Mitglieder sofort nach
Anzeige des Todes 1000 Mk. Unterstützung. Aufgenommen
werden männliche und weibliche Mitglieder vom 18. bis 45. Lebens-
jahr. Eintrittsgeld von 1 Mk. an. Auskunft beim Vorsitzenden
Herrn C. Rütherdt, Bertramstraße 4, 2, und Langgasse 27, 1,
sowie bei den übrigen Vorstandsmitgliedern. F 305**Divandecken.**10 Mark das Stück, bis zu den feinsten,
Tischdecken 3 bis 50 Mark,
Tischdecken in Plüsch von 12 Mark,
Bettdecken in grau, roth, weiss und buntesgewebe,
Bettdecken, grosse Sorte, von 8 bis 35 Mark,
empfehlen 7478**J. & F. Suth, Friedrichstrasse 8 u. 10.****Lokal-Sterbe-Versicherungs-Kasse.**

Mitgliederzahl: 2325.

Vermögen: 48,000 Mk.

Sterbebeitrag: 50 Pf.

600 Mk. Sterbenerbe werden an die Hinterbliebenen
versterbender Mitglieder gewährt. — Aufnahme zu jeder Zeit.
— Einzahlungen bei den Herren: Weill, Schulmeisterstr. 37;
Hörmann, Schillingstr. 51; Leinweber, Schulstr. 16, sowie beim
Rathsherrn **Noll-Hausong, Crankestr. 25.** F 304**Probieren Sie
meine Specialmarke**
hochfeine 6-Pf.-Cigarre,
7 St. 40 Pf., 100 St. 5.50.**Toledo Cubana.****C. Knefeli,**
Inhaber Fr. Friok,
Michelsberg 9, 9415
Ecke Gemeindebadgässchen.**Neu eröffnet!**

Wiesbaden, Michelsberg 32,

Ecke Schwalbacherstrasse.

Grosses Fabrik-Lager besserer Schuhwaaren aus der
renommirten Mech. Schuhfabrik**Ph. Jourdan, Mainz**

von

Gustav Jourdan.

Streng reelle Bedienung.

Aeusserst billige, feste Preise

auf jedem Paare verzeichnet.

N. S. Das vorerwähnte Fabrikat meiner Brüder gehört wohl heute schon mit zu
den Ersten am Platze, was durch die Höhe der Arbeiterzahl documentirt ist. 8898

Eingetragen



Schutzmarke.

Neue conservirte Gemüse u. Früchte.Der Ernteausfall an **Gemüse** ist in diesem Jahre nicht besonders günstig. — Trotzdem bin ich, als bevor-
zugter Abnehmer, durch die Fabrik, für welche ich schon seit Jahren den **Alleinverkauf** habe, der Art
unterstützt worden, dass ich die Preise für meine als **vorzüglich** bekannten**conservirten Gemüse**

theilweise beibehalten konnte und bewillige sogar auf diese billigsten Fabrikpreise einen

Rabatt von 10 %bei Aufträgen, welche mir **jetzt** zur Herbstlieferung zukommen.

Meine Preise für

conservirte Früchte

habe ich ebenfalls ermässigen können und gebe überdies bei Vorausbestellungen einen

Rabatt von 5 %darauf. — Auch diese meine **Obst-Conserven** sind von ausgesucht schöner Qualität und ebenso wie bei meinen **Gemüsen**
die Dosen **reell** gefüllt, worauf ich besonders zu achten bitte, da bei den vielfach vorkommenden Schleuderangeboten
nicht nur der qualitative, sondern auch der quantitative Inhalt der Dosen erhalten muss.

Special-Preislisten stehen gerne zu Diensten.

Meinen seitherigen werthen Abnehmern werden Listen direct zukommen.

Ich bitte von meiner so günstigen Offerte Gebrauch zu machen und mir gut. Aufträge gefl. baldigt zukommen zu lassen 8887

J. Rapp, Goldgasse 2,

Fabrik-Depot von Gemüse- und Obst-Conserven.

Räumungs-Ausverkauf.Um für meine demnächst zum Verkaufe kommenden
neuen Schuhwaaren, Erzeugnisse meiner
eigenen Schuhfabrik, Raum zu schaffen, werden meine
gesamten Vorräthe, mit Ausnahme meiner „Goodyear Welt“-
Schuhwaaren, zu bedeutend ermässigten Preisen ausverkauft.**Gg. Hollingshaus,**

2. Ellenbogengasse 2, nahe am Markt.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 338. Abend-Ausgabe.

Samstag, den 23. Juli.

46. Jahrgang. 1898.

Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe seßst ja sein Ort.
Wie die Plume nicht verarmet,
Hündel sich an ihrem Feuer
Eine andre wachend fort.

Schiller.

Moni.

Roman aus dem Schimmerwald von Anton Schott.

1.

Ein lieblicher Maientag neigte sich dem Abende zu. In den Lüften jubelten noch die Vögel; auf Feld und Flur, im Gerede der Weiden und im Bergwald sangen die Vögel, von den Weiden und Gehäusen klang das melodische Geräusch des Weidewiehes und der fröhliche Sang der Hühner, und unten im Thale gab's Wägengeklirr mit Schreien der Fußleute. Und über all dem der lichtblaue, wolkenlose Himmel und die Wärme und Leben spendende Sonne, die so hell herab nieder lagte auf das Getriebe der Menschen und die sprossende Natur!

O, du heil'ge Maientag! Wie viele haben dich schon besungen, wie viele dich monatelang herbeigesehnt und wie viele beinweg tausendfach dem Schöpfer gedankt, der dich in seiner Weisheit und Güte geschaffen, der Erde als einen Trost für das verlorene Paradies.

Hoch oben im Schänge leuchtete an einer ruh'geschützten Steinmauer ein Dürlein, dessen Auge träumend in die sonnige Ferne hinausguckte. Es mochte am Ende seiner Schulzeit stehen oben diese schon einige Wochen hinter sich haben. Das braune Haar fiel wie ein ungekämmt über das hohle, bleiche Gesichtchen, aus dem die dunklen Augen so traumverloren zu Thale blickten, und ein gestriches, gerissenes und schmutziges Gewand hing um die mageren Glieder.

Eine Heerde Jungvögel mit großen, gut zusammenklappenden Schellen am Hals graste hinter dem Mädchen auf dem Ager, und junge Lämmchen tollten um die weiden Mütter und blühten vor Freude und Wohlbehagen.

Eine Kalkin näherte sich der sprossenden Winterfaat. Wie der Wind war das Dürlein mit dem Steden dort und wehte den verbotenen Gelüsten der Schwärze. Erst als dieselbe wieder unter dem anderen Dürlein lag, schaute es sich wieder an die Steinmauer und sah sehnend hinaus in die Weite.

Das Thal prangte schon im lauesten Grün, die Kirchtürme begannen mühsam zu blühen; aber von den Heil anstrebenden, dunkel bewaldeten Berggipfeln und den regenenden Gruppen glänzten noch die Schneefelder, und die Felsen in den Gehängen zeigten noch ein eigenthümlich fahles Grün. Und dort, wo sich die das Thal umschlingenden Bergzüge öffneten und die Waldwege hinausliefen aus ihrer engen Umarmung, blickte die blaue Ferne leuchtend herein in das trante Thalthal.

Ein noch nie empfundenes Sehnen überkam das Dürlein, als es so hinaus sah in die Weite. Das Thal erschien ihm mit einem Male eng und düster, und die Gehänge so drückend! Hinaus in die Ferne! Ja, wenn sie könnte!

Dann suchte die dunklen Augen wieder die Anhöhe im Thalegrund, wo mit seinen rund gewölbten Fenstern und dem feinen Giebelbaldach der hohe Kirchturm ragte, um den sich die Häuser des Dorfes schaukelten. Die Schindelbächer glänzten und spiegelten sich im Scheine der Sonne, und manch Fenster flamme wie im Feuerbrande. Dozwischen das junge Grün der Bäume und die ersten Ansätze der

Kirschblüthen. Um den frisch getünchten Kirchturm und die Kirche herum ein Kranz frischen Grüns — der Freithof! Auch über den Todten sproßt und weht neues Leben, und die Grasmüde und der Spötter singen dort den Entschlafenen süße Schlummerlieder.

Auf dem Freithofe blieb der Blick des Dürleins haften. Dort ruhten Vater und Mutter. Sie waren rasch hinter einander verstorben und hatten sie allein auf dieser Welt zurückgelassen. Warum hatten sie nicht auch ihr Kind mitgenommen? Wie ein feuchter Schimmer glänzte es im dunklen Auge.

In jenem Tage, da der Vater gestorben, hatte sie nicht so viel gekummert; sie hatte noch eine Mutter. Aber als man bald nachher auch die Hinaustrag auf den stillen Freithof, da war sie sich mit einem Male ihrer Verlassenheit und ihrer Armut bewußt geworden.

Sie hatte geglaubt, sie müsse hinunter zur Mutter. Was hatte sie noch heroben? Da hatte ihr der Pfarrer die Hand auf den Arm gelegt und sie fortgezogen, hinein in die Kirche. „Komm mit!“ sagte er so mitleidig.

Dort hatte er sie vor den Hochaltar geführt, sich an die Stufen hingekniet und auch sie niedergekniet.

„Moni,“ sagte er, „Moni schau, es ist heute gewiß ein harter Tag für Dich, der schwerste, den man erlebt. Aber schau, der da oben hat es so geschickt. Ohne Seinen Willen fällt kein Everling vom Dache und kein Haar vom Kopfe. Er hat Deine Eltern zu sich in den Himmel genommen, Er wird Dir nun Vater und Mutter sein. Vertrau auf Ihn. Er läßt dem Höllein sein Futter wachsen und sorgt für die Nahrung der Vögel, wie viel mehr erst für ein Menschenkind, für Sein Kind! Schau, wenn ein Wetter kommt, wie scheußlich wird es da, das man oft glaubt, es komme der jüngste Tag, und Mensch und Vieh sterben! Aber nachher, wenn es vorüber ist, dann lacht die Sonne noch einmal so schön, und Alles ist desto froher. So ist es auch zur Zeit des Ungewitters. Man glaubt, man könne es nicht überleben, wenn es kommt, aber es geht so schön vorüber, und nachher ist's desto besser. . . . Darum, Moni, verzage nicht, vergiß nicht, wer nunmehr Dein Vater ist, und er wird dann Sein Kind auch nicht vergessen. Sei brav und treu und bete, wie sich es ziemt für einen Christenmenschen, dann werden Dich die Leute gern haben, der liebe Gott wird Dich ein guter Vater sein, und Du wirst glücklich werden. Wenn Du groß sein wirst und glücklich, werden Dir die Tage des Kummers so kurz vorzukommen, wie ein Traum. Gelt, Moni, Du wirst mir folgen!“

Sie hatte nur genickt und dann mit dem Pfarrer mit thünerer Stimme ein kurzes Gebet gesprochen. Dann war sie wieder zur Kirche hinaus gewandt und draußen rathlos vor der Thür stehen geblieben, bis der Ebenberger sie angerufen hatte, ein reicher Bauer.

„Du kommst jetzt mit mir,“ hatte er gesagt. „Bei mir wirst Du nun eine Heimothe finden, und wenn Du brav bist, kannst Du dort bleiben, so lange Du willst.“

Willenslos war sie ihm gefolgt, hatte bei ihm Kost und Unterschlupf gefunden und hütete ihm dafür das Vieh. Eine Heimothe, wie sie bislang eine gehabt, hatte sie nicht gefunden. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie sich unter fremden Leuten befände, die sie nur um Gottes willen ins Haus genommen und damit einen Vorbehalt erparten.

Mit der Zeit hatte sie sich zwar so halb und halb daran gewöhnt. Sie hatte vergessen, wie süß die Liebe einer Mutter ist und wie lind das Vater's rauhe Hand; sie war gegen Schelte und Schläge unempfindlich geworden, und ein Tag verließ ihr wie der andere, ohne Freude, ohne Lust.

Nur aus der Vergangenheit leuchteten die seligen Tage der Kindheit wie ein schöner Stern herüber.

In den Mäntern geworden, von dem Selbstmorde eines durch das Geld Verworfenden zu berichten, so ist es auch eine andere, die von Bettlern erzählt, welche mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens gestorben sind. Bald erfahren wir von einem, daß er 30,000 Frs. besaß, die man nach seinem Tode in einem Strohhalm fand, bald von einem anderen, der nach einem langen Leben voll Glend und Roth seiner „armen“ Tochter zwei schwebelstühle prächtige Häuser hinterließ, ein Dritter, der seit 30 Jahren an der Kirche Saint-Sulpice seinen Rosenkranz betete, verheiratete seine Tochter an einen Notar und gab ihr eine Mitgift von 100,000 Frs. zc. zc. Man darf nicht etwa glauben, daß diese Geschichten meist dem ersfindungsreichen Geiste eines Reporters oder um Stoff verlegenen Redakteurs entströmen.

Erst jüngst hatte ein Concierge es versucht, mittels eines Testaments, das angeblich der Sterbende in letzter Minute gemacht, das zur größten Sicherheit aber, wie sich später zeigte, der schlaue Hörner selbst fabriziert, die Erben eines Bettlers um 90,000 Frs. zu betriegen und bei einem andern Prozeß, den ein „Armer“ gegen eine Versicherungsgesellschaft anstrengte, mußte er eingestehen, daß seine „Beschäftigung“ ihm in 27 Jahren 190,000 Frs. eingebracht, allerdings hatte er durch weises Ausweichen an augenblicklich in Verlegenheit sich befindende junge Leute etwas nachgeholfen.

Das Betteln ist auf den Straßen von Paris natürlich ebenso wie in anderen Städten verboten und nur an zwei Tagen im Jahre, am 1. Januar und am 14. Juli, dem Revolutionsfeste, darf dasselbe offen betrieben werden. Bei diesen feierlichen Gelegenheiten wird das Aussehen der Metropole denn auch nicht wenig beeinträchtigt durch die Krüppel, Blinden, Einarmigen, Lahmen, die dann auf allen Wegen und Stegen zu finden sind. Die verschiedensten Instrumente werden in Requisition gesetzt, um die Aufmerksamkeits der Vorübergehenden anzulocken: mihmende Klarinetten, Zierkisten, Harmonikas und die Lust ist erfüllt von Dischordanten. Der 14. Juli pflegt sich als ein reicher Erntetage zu erweisen und es gibt Bettler, die an diesem

Ob es dort draußen nicht besser, nicht freudreicher war in der weiten, weiten Ferne, die so lieblich hereinlachte ins Thal? Wie mochte es dort sein, wo Dorf an Dorf aus dem bläulichen Nebel herüber schimmerte? Sehnsüchtig sah sie hinaus.

Leichte, eilige Schritte wurden hinter ihr hörbar. „Grüß Gott, Moni!“ rief eine helle Stimme. Sie sah sich um.

„Mein Gott, der Lorenz!“ jauchzte sie auf, und das bleiche abgegrünzte Gesichtchen bedeckte mit einem Male eine glühende Röthe.

Da stand er schon vor ihr, ein großer Knabe mit freundlich lächelndem Gesichte, das Bänderbündel auf dem Rücken und einen derben Stock in der Hand. In seinen blauen Augen spiegelte sich die innere Freude, indem er ihr die Hand entgegenstreckte.

„Grüß Dich Gott, Moni!“ Aber gleich darauf verdrückte sich sein Gesicht um ein Merkliches. „Schau auf die Schicht an!“

Moni senkte den Blick zur Erde, als sie ihr mageres, ungewaschenes Gesichtchen in seine große Hand legte, und helle Thränen traten ihr in die Augen. „Ich kann . . . nichts dafür.“

„Das glaub ich schon. Aber vom Ebenberger ist es nicht schön, daß er Dich so schändet. Wenn Eins Niemand hat auf der Welt, da meint Jeder, er kann es nützen, wie das liebe Vieh. Aber es wird schon anders werden,“ tröstete er. „Noch ein paar Jährlein, und dann wirst Du es besser kriegen.“

„Meinst, Lorenz?“ „Ihr Auge sah hoffungsstrebend zu dem jungen Freunde auf, und die Thränen begannen zu versiegen. Wie leicht ist doch ein Kinderherz getrübt!“

„Bist Du jetzt frei?“ fragte sie nach einer kleinen Weile, während der Lorenz sich ebenfalls an die Mauer gelehnt hatte und ins Thal hinab sah.

„Ja, frei wie der Vogel in der Luft. Da im Bündel drinnen hab ich meinen Leihbrief, ich bin ein Gefelle und kann bei jedem Meister einstecken und arbeiten. Nächste Woche gehe ich auf die Wanderschaft. Da werde ich Geld verdienen und ersparen und dann, wenn ich wieder komme . . . Hei, Moni, da wird's eine Freud' sein und ein Leben . . .!“

„Moni! Moni!“ gestellte er schritt über den Ager her. „Plauder und tröstet das Frühlingskraut, und derweil frisst die Schwärze das schöne Korn ab. Warte, ich werd' Dir aber helfen!“

Wie der Samenwind eilte die Gescholene dem Kornfelde zu, wo die „Schwärze“ war gewöhnlich graste. Einige Fische legten sie rasch in Bewegung, jedoch in im leichten Trab der Heerde zu schlenderte — Moni hinter ihr drein.

Aber jählings wurde das Dürlein zu Boden geschleudert, und eine heftige Weiberhand wolle sie gedrückt durch. Es war Franzl, des Ebenbergers Tochter, die so that.

Sorben wollte sie zum neuen Schläge anheulen, da fauchte eine nicht minder kräftige Hand auf ihre Wangen nieder und gleich darauf auf die andere, daß es nur so klatschte. Dies war der Lorenz.

„Du, du!“ schloß er vor Wuth und Grimm. „Sieh, da hast noch eine! . . . So ein armes Dürlein, so ein schwaches wie die Moni, kann bald Eins schlagen, da braucht man nicht des Ebenbergers Hoffahrt zu sein. Schlämen sollst Dich, wenn Du könntest! . . . Jetzt schau mir aber gleich, daß Du fort kommst, sonst . . .!“ drohte er, als Franzl Miene machte zu erwidern, und dabei hob er seinen Knutenstock in einer ungewöhnlichen Weise.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pariser Bettler.

(Von unserem Pariser Correspondenten.)

Wie die Armut aus der Welt zu schaffen sei, das ist ein Problem, das die Menschheit wohl beschäftigt, seit es überhaupt eine solche gibt und welches auch erst mit ihr herben dürfte. Trotz aller Lehren der Socialdemokratie, die da beweisen wollen, daß nicht nur jeder Mensch das Recht darauf habe, sich nach Herzenslust satt zu essen, sondern daß die Welt, wo dies geschieht, auch einmal kommen werde, weiß jeder klare Denker wie trügerisch diese Theorien sind und daß es immer Reiche und Arme, immer Leute geben wird, die meist wohl durch eigenes Verschulden, wenn auch nicht stets, in Glend und Roth verfallen. Vielleicht allerdings wenn die Menschheit eine ganz andere würde als sie es jetzt ist, nicht nur eine großmüthigere und edlere, sondern vor allem auch durchweg eine freisinnigere und tüchtiger, dann könnte das Problem seine Lösung finden, denn der Grund für die Armut hat ja in seiner verhängnisvollen Weise sogar Wöthig schon entdeckt, sie kommt von der Bevölkerung und wir wollen annehmen, daß er meinte von dem häßlichen Mangel an Fleiß, Arbeitskraft und Fähigkeiten.

So lange es nun aber eine Armut gibt, wird man, wenn es auch unmöglich erscheint, sie zu beseitigen, doch danach streben sie zu mildern, aber sogar dies ist eine Aufgabe, der fast unüberwindliche Schwierigkeiten sich entgegenstellen. In dieser so reichen, glänzenden und zugleich auch wohlthätigen und barmherzigen Stadt gehen täglich so und so viele zu Grunde, weil die werthigste Liebe sie nicht zu finden wußte und immer und immer wieder lieft man mit schmerzlichen Bedauern von Greisen und Witwen, die die bittere Noth getrieben, ihren Leben ein Ende zu machen und denen viele so gern und willig geholfen hätten. Denn gegeben wird hier genug, nur leider so oft an falscher Stelle. Wie es eine fast stehende Anekdote

in den Mäntern geworden, von dem Selbstmorde eines durch das Geld Verworfenden zu berichten, so ist es auch eine andere, die von Bettlern erzählt, welche mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens gestorben sind. Bald erfahren wir von einem, daß er 30,000 Frs. besaß, die man nach seinem Tode in einem Strohhalm fand, bald von einem anderen, der nach einem langen Leben voll Glend und Roth seiner „armen“ Tochter zwei schwebelstühle prächtige Häuser hinterließ, ein Dritter, der seit 30 Jahren an der Kirche Saint-Sulpice seinen Rosenkranz betete, verheiratete seine Tochter an einen Notar und gab ihr eine Mitgift von 100,000 Frs. zc. zc. Man darf nicht etwa glauben, daß diese Geschichten meist dem ersfindungsreichen Geiste eines Reporters oder um Stoff verlegenen Redakteurs entströmen.

Erst jüngst hatte ein Concierge es versucht, mittels eines Testaments, das angeblich der Sterbende in letzter Minute gemacht, das zur größten Sicherheit aber, wie sich später zeigte, der schlaue Hörner selbst fabriziert, die Erben eines Bettlers um 90,000 Frs. zu betriegen und bei einem andern Prozeß, den ein „Armer“ gegen eine Versicherungsgesellschaft anstrengte, mußte er eingestehen, daß seine „Beschäftigung“ ihm in 27 Jahren 190,000 Frs. eingebracht, allerdings hatte er durch weises Ausweichen an augenblicklich in Verlegenheit sich befindende junge Leute etwas nachgeholfen.

Das Betteln ist auf den Straßen von Paris natürlich ebenso wie in anderen Städten verboten und nur an zwei Tagen im Jahre, am 1. Januar und am 14. Juli, dem Revolutionsfeste, darf dasselbe offen betrieben werden. Bei diesen feierlichen Gelegenheiten wird das Aussehen der Metropole denn auch nicht wenig beeinträchtigt durch die Krüppel, Blinden, Einarmigen, Lahmen, die dann auf allen Wegen und Stegen zu finden sind. Die verschiedensten Instrumente werden in Requisition gesetzt, um die Aufmerksamkeits der Vorübergehenden anzulocken: mihmende Klarinetten, Zierkisten, Harmonikas und die Lust ist erfüllt von Dischordanten. Der 14. Juli pflegt sich als ein reicher Erntetage zu erweisen und es gibt Bettler, die an diesem

Tage 30 bis 50 Frs. einheimen. In Neujahr ist man weniger großmüthig, die Strennes haben die Borden zu sehr in Anspruch genommen.

Aber wenn, wie bemerkt, das Betteln im übrigen Jahre verboten ist, so muß man nicht glauben, daß es nicht deshalb doch und in der unverschämtesten Weise geübt wird. In deutschen Großstädten kommt es häufig selten oder garnicht vor, daß man von Bettlern auf der Straße angesprochen wird, hier geschieht dies unaufhörlich und zwar in der zudringlichsten und belästigendsten Art. Gleich wie sein ganz Recht fordert der Bettler sein Almosen oft den Passanten die halbe Straße entlang verfolgend und nie habe ich die Erfahrung gemacht, daß ein Polizist dagegen eingeschritten ist.

Wie in allen Ländern gibt es natürlich auch in dieser nur manche, die reichern, viele dagegen, die von der Hand in den Mund leben. Man muß eben hier ebenfalls Ausdauer und Energie beweisen, der Stand macht uns Anforderungen. Die unternehmenden Bettler befinden sich fast immer unterwegs. Sie besuchen die Messen, die an den verschiedenen Orten abgehalten werden und die für die Reichen, wie hier die Dinge liegen, ja nur ein Fest, für sie aber stets die gleiche Arbeit bedeuten, wenn eine große religiöse Ceremonie, ein Pilgerfahrt z. B. stattfindet, sind sie stets da, kurz sie leben ihren Beruf mit Mühe und Fleiß. Andere wieder sind von Morgens bis Abends an einer Altkuchenhilfe zu finden, um die unerschöpflichen Spenden der Frommen entgegenzunehmen. Alle diese reichern und die Bettler bereichern einst von ihnen, wie sie es verdienen, während solche, die es an Ausdauer fehlen lassen und die Almosen barmherziger Seelen so oft nach der Schänke tragen, meist ohne jegliche Hinterlassenschaft sterben. Einzelne ziehen sich zurück, um geachtet und geehrt von ihren Aeltern zu leben, andere müssen bis zum Tode ihren Beruf ausüben, ohne es zu etwas bringen zu können. So ist die Egalität selbst unter den Bettlern nicht angestrebt.

W. Waldau.

